

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Herbsttage in Tirol

Steub, Ludwig

München, 1867

V. Die Fallmerayeriden

V.

Die Gallmergeriden.

Heutzutage sind noch drei Brüder des Fragmentisten auf der Welt, deren ältester, Johannes, jetzt von des Lebens Mühen zu Brixen ausruht, nachdem er die Eisenhandlung, die er früher löblich geführt, seinem Sohn übergeben. Er hat sich auf Reiseschriften und Erdbeschreibungen nicht so tief eingelassen, wie sein gelehrter Bruder, denn als er nach dessen Hinscheiden unsere Hauptstadt München besuchte, und wir ihm manches aus dem Leben des Verbliebenen erzählten, der ihm früher oft jahrelang aus der Fühlung gekommen, so auch, daß er einmal in Lindau, dem bayerischen Gibraltar am Bodensee, als Lieutenant in Garnison gewesen, fragte er neugierig: wo denn dieses Lindau eigentlich liege, ließ sich aber schnell zurechtsetzen, als wir ihm die Nachbarstadt, das vorarlbergische Bregenz, benannten, dessen Dasein ihm nicht unbekannt geblieben. Wir Brixener, sagte er lächelnd, kennen uns halt besser im Kalender aus als in der Geographie. Die beiden andern Träger des Namens halten sich als Landleute in der Nähe von Brixen auf. Ihre literarische Erziehung war so schlicht und einfach, daß sie nicht einmal schreiben lernten und ihre Urkunden das ganze Leben lang mit einem Kreuz unterzeichnen mußten.

Eben damals, als der verehrte Bruder gestorben war,

kam der eine der beiden, der sich Matthias nennt, zum erstenmal über den Brenner, indem er mit Herrn Johannes, dem Eisenhändler, nach München reiste, um das Nöthige zu ordnen. „Das hat mich bei der traurigen Gelegenheit,“ sagte er, „noch am besten gefreut, daß ich jetzt auch Innsbruck, unsere Landeshauptstadt, gesehen habe, denn sonst wäre ich meiner Lebtag nicht dahin gekommen.“ Unser merkwürdiges München mit seinen Obeliskten und Reiterstatuen, Gallerien und Kunstschätzen, Gelehrten und Dichtern, schien er nur so nebenher gelten zu lassen, konnte ihm jedenfalls seine tiefe, culturhistorische Mission für die Veredelung der bayerischen Stämme nicht recht absehen.

Obgleich der geistreiche Goldschmied in dem Kreise seiner Freunde vielleicht noch wärmere und jedenfalls bedeutendere Verehrer zählte als ich einer bin, so ist mir doch nicht bekannt geworden, daß von diesen seinen Anhängern der leicht zu findenden Geburtsstätte des Genius auch nur ein einziger nachgegangen wäre. Und so nahm ich mir's damals selber vor, des Morgens um sieben Uhr, als ich eben vor dem Elephanten stand und die Sonne klar und feurig über den östlichen Bergen aufgehen sah. Vorher aber gedachte ich noch seinen Bruder und seinen Neffen aufzusuchen, welche ich auch beide in der Stadt, wo die Lauben sind, zu Hause traf. Herr Johann Fallmerayer junior, der Neffe, ist also ein Handelsmann, und „macht in Eisen“ so gut es eben in dem stillen Brixen geht, doch immer mit gedeihlichem Auskommen, hat eine feine Boznerin zur Frau, und spricht gerne und mit verzeihlichem Stolz von dem theuern Oheim. Den Freunden, die ihn zu besuchen kommen, zeigt er willfährig den türkischen Orden mit den Brillanten und dem großen Diplom, wel-

chen ihm der Selige als ein ewiges Andenken für alle Nachkommenschaft vermacht hat. Als nämlich der hochgebildete Sultan Abd-ül-Medschid-Chan, glorreicher Erziehung, von glaubwürdigen Männern vernommen hatte: einerseits mit welchem Eifer sich dieser seltene Staur in die türkischen Classiker vertieft, andrerseits was für ein namhafter und hervorragender Schriftsteller er in seiner Mutterzunge sei, welch geschmackvolle und nachahmungswerthe Wendungen er in die bayerische Schriftsprache einzuführen versucht, welch schöne Beispiele und Muster er mit seiner zierlichen Feder den Kadis, den Ulemas und den scharfsinnigen Effenbis seiner Heimath vorgezeichnet, und als er, der Padischah, zu bemerken vermeinte, daß man dieses Verdienst in dessen Vaterland noch nicht so vollkommen wie unter den gebildeten Völkern des Orients zu schätzen im Stande sei, so gedachte er, als ein inniger Verehrer der edlen Kunst, mit angenehmem Klang und sinnreich und den eleganten Geistern gefällig zu schreiben, einen aufmunternden Strahl seiner Gnade auch in das ferne Baviera Wilajeti (wie man's ihm nannte), in dieses ihm fast unbekannte, weit hinten im Occident gelegene Chanat leuchten zu lassen, und gab daher dem gelehrten Ungläubigen jenen Orden, Nischan Iftichar (Zeichen des Ruhms) genannt, mit den Edelsteinen und einer Handveste dazu, auf Pergament mit arabischen Buchstaben geschrieben, welche in Brixen vielleicht nur Herr Professor Mitternubner lesen kann, ertheilte ihm darin viele schöne aneifernde Lobsprüche und nannte ihn sogar einen „Gebietiger des Scharfsinns.“ Dies geschah im Jahre 1848. Zum sonnigen Gipfel des bayerischen, des vaterländischen Schriftstellerordens emporzuklimmen, war dem Fragmentisten leider nicht vergönnt;

doch tröstete er sich mit der Freude jenes alten Spartaners und wünschte sich Glück, daß es daheim noch so viele Autoren gebe, die dessen würdiger seien als er.

Um nun wieder auf den Neffen zu Brixen zurückzukommen, so theilt derselbe vielleicht nicht alle Ansichten des Oheims über die Gräcoslaven, über die Tugenden des türkischen Nationalcharakters und Regierungssystems, über die Zukunft des Morgenlands und des Abendlands, allein er ehrt ihn doch billig als den größten seines Geschlechts und den berühmtesten Gelehrten tirolischer Nation. Ja, als damals der Oheim plötzlich zu München verschieden und die Botschaft nach Brixen gekommen war, begab sich der Neffe eilenden Schrittes zum hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer und Dechant, und bat ihn dringend, einen weltlichen Seelengottesdienst zu halten, nicht anders als wie für einen tirolischen Ritter, mit dreizehn Geistlichen und einem Wappen an der Währe. Aber er war ja nur ein Professor, sagte der ehrwürdige Priester, wie sollte er denn ein Ritter sein? Was? entgegnete der Neffe, hat er nicht den türkischen Orden getragen, war er nicht ein Ritter des Nischan Iftichar? Hiegegen aber meinte der Herr Dechant: die Ritterorden seien eigentlich in den Kreuzzügen entstanden, im Kampf gegen die ungläubigen Saracenen, Türken und Selbstschuhen, sohin ein rein christliches Gewächs; darum könne man doch klärlich auf einen türkischen Ritter keine dreizehn katholische Geistliche mit Wachskerzen spendiren und ihm einen Gottesdienst halten wie einem Malteser.*)

*) Daß die päpstlichen Zuaven in der Hauptstadt der Christenheit jetzt türkische Uniform tragen — ein tiefer Zug echter Toleranz — konnte damals in Brixen noch nicht bekannt sein.

Schritt zurück, und am Ende kam ein Vergleich zu Stande über ein gemischtes Ceremoniell beim Seelenamt, welches einerseits den verdienstvollen tirolischen Adel darüber beruhigen konnte, daß man diesen Parvenu auch im Grabe noch nicht für ebenbürtig halte, andrerseits auch alle Empfindlichkeiten der Tschötscher Bauern beseitigte, welche es, wie man allgemein befürchtete, leicht hätten übel nehmen können, wenn man ihren großen Landsmann nicht wenigstens als „Ritter vom Geist“ anerkannt und gefeiert hätte.
